



FOTO-TABLEAU

Carnaval in Haiti 2/5

In der Regel tritt er prächtiger auf als hier, der Erzengel Michael, der am jüngsten Tag die Seelen wägt. Aber ehrlich gesagt: Die meininge würde ich nicht ungern auf die improvisierte Waage dieses weltlichen Engels legen; seine schüchtern-bittende Haltung, der freundliche Silberblick und die Tatsache, dass die beiden Waagschalen in verlässlichem Gleichgewicht fixiert sind, erhöhen die Chance auf eine ruhige Himmelfahrt erheblich. Vor seinem Auge könnte wohl auch die zombiefhaft anmutende Gestalt, die Corentin Fohlen am Carnaval in Jacmel fotografiert hat, trotz grober Pfeife und unter der Schminke barm Busen bestehen.

BILDER CORENTIN FÖHLEN

Paragrafen statt Argumente

Polens Geschichtspolitik ist kontraproduktiv

Gastkommentar
von ULRICH M. SCHMID

Am 26. Januar hat der polnische Sejm in dritter Lesung ein Gesetz über eine scheinbar unspektakuläre Statutenänderung des Instituts des nationalen Gedenkens verabschiedet. Der in trockener Juristensprache abgefasste Text birgt aber einigen Sprengstoff.

Das Institut existiert seit 1998 und war bisher vor allem mit der Aufarbeitung der kommunistischen und der nationalsozialistischen Verbrechen in Polen betraut. Nun sollen zwei neue Aufgaben hinzukommen: die Untersuchung der Verbrechen ukrainischer Nationalisten und die «Wahrung des guten Namens der polnischen Republik und des polnischen Volkes». Wer in Zukunft die polnische Nation für Nazi-Verbrechen verantwortlich macht, kann mit einer Geldbusse oder einer Haftstrafe bis zu drei Jahren bestraft werden. Ausgenommen von der Strafanordnung sind wissenschaftliche oder künstlerische Äusserungen.

Das umstrittene Gesetzesprojekt geht auf ein langes Unbehagen der polnischen Regierung über den nachlässigen Sprachgebrauch im Westen zurück. Bereits 2007 hatte Polen durchgesetzt, dass der offizielle Name für Auschwitz-Birkenau in der Unesco-Welterbeliste «nazideutsches Konzentrations- und Todeslager» lautet.

Neuen Zündstoff lieferte eine umstrittene Äusserung von Präsident Barack Obama im Jahr 2012. Ausgerechnet die postume Auszeichnung des polnischen Diplomaten Jan Karski mit der Freiheitsmedaille geriet zum Fiasko. Karski gehörte zu den ersten Stimmen, die ab 1942 die Weltöffentlichkeit über die Massenvernichtung der Juden unterrichtet hatten. In seiner Ansprache sagte Obama, Karski habe sich heldenmütig in ein «polnisches Todeslager» schmuggeln lassen. Korrekt hätte es heissen müssen: «ein Nazi-Todeslager auf polnischem Boden». Die Verstimmung konnte erst durch eine offizielle Entschuldigung des Weissen Hauses beigelegt werden.

Die israelische Regierung hat bereits gegen die polnische Gesetzesnovelle protestiert. Das Verhalten der polnischen Bevölkerung unter der Nazi-Besatzung ist in der Tat ein höchst heikles Thema. Einerseits retteten zahlreiche Polen ihre jüdischen Mitbürger vor der Nazi-Verfolgung. In Yad Vashem stellen die Polen mit über 6500 Nennungen sogar die grösste Gruppe der «Gerechten unter den Völkern». Andererseits gab es natürlich auch polnische Kollaborateure, Verräter und Erpresser.

Eine hitzige Debatte entspann sich in Polen nach 2000 um das Massaker von Jedwabne. Die

zentrale Frage lautete, ob die lokale polnische Bevölkerung aus eigenem Antrieb oder auf Drängen der Nazi-Besatzer ihre jüdischen «Nachbarn» (so der Titel eines berühmten Buchs) bei lebendigem Leib in einer Scheune verbrannt hatte.

Möglicherweise war die Diskussion über Jedwabne der Auslöser für eine Welle von Publikationen über ein anderes Massaker in Wolhynien im Jahr 1943, als ukrainische Nationalisten mehrere zehntausend polnische Opfer, darunter ganze Familien, ermordeten. Im Jahr 2016 stufte der Sejm dieses Verbrechen als «Genozid» am polnischen Volk ein, und der bildgewaltige Film «Wolhynien» rüttelte das Publikum mit äusserst brutalen Bildern auf.

Das Thema Wolhynien lässt sich im gegenwärtigen patriotischen Klima in Polen gut instrumentalisieren, weil die mörderische «Nachbarschaft» unter entgegengesetzten Vorzeichen thematisiert wird: Die Polen sind nicht mehr wie in Jedwabne Täter, sondern Opfer ethnisch motivierter Gewalt. Dass nun das wolhynische Massaker auch geschichtspolitisch mit den Nazi-Verbrechen auf eine Stufe gestellt werden soll, wird die noch fragile ukrainisch-polnische Versöhnung weiter belasten.

Besonders pikant ist natürlich die vorgesehene «Wahrung des guten polnischen Namens» in der Welt. Ganz abgesehen davon, dass sich Regierungen grundsätzlich nicht in historische Debatten einmischen sollten, hat die Gesetzesnovelle einen kontraproduktiven Effekt: Der gute polnische Name wird gerade dadurch befleckt, dass er durch einen staatlichen Persilschein für die ganze polnische Nation gesichert werden soll.

Mittlerweile haben sich auch die wichtigsten polnischen Kulturträger zu Wort gemeldet. Am 31. Januar erschien in der «Gazeta Wyborcza» ein besorgter Aufruf, in dem das «Ersetzen von Argumenten durch Paragrafen» moniert wurde. Agnieszka Holland, Andrzej Stasiuk, Olga Tokarczuk, Adam Zagajewski und über achtzig prominente Mitunterzeichner wunderten sich auch über den «Vorzugstarif» für Wissenschaftler und Künstler und fragten, woran sich denn Journalisten und Lehrer halten müssten. Das neue Gesetz verwandle die Polen in das einzige europäische Volk ohne Fehl und Tadel. Das aber ist natürlich genau das geschichtspolitische Ziel der nationalkonservativen Regierungspartei PiS.

Ulrich M. Schmid ist Professor für Kultur und Gesellschaft Russlands an der Universität St. Gallen. 2015 ist erschienen: «Technologien der Seele. Vom Verfertigen der Wahrheit in der russischen Gegenwartskultur».

Die Welt feiert Karneval

Wo sind all die Narren hin?

Gastkommentar
von MANFRED SCHNEIDER

Die feudalen Herren an den Fürstnhöfen Europas pflegten über Jahrhunderte das Amt des Narren. Die Spassmacher in den schellenbesetzten Kostümen dienten als Unterhalter, Gaukler, Poeten, aber auch als witzige Ratgeber und konnten zu einflussreichen und wohlhabenden Hofleuten aufsteigen.

Viele dieser Narren haben sich einen Namen gemacht und sind als Anekdotenlieferanten in die Geschichtsbücher eingegangen, wie der berühmte Kunz von der Rosen des Kaisers Maximilian. Geistreiche, kluge Unterhalter waren immer schon selten und liessen sich mit wohlklingenden Titeln wie «Fou du roi» oder «Kurzweiliger Tischat» als höhere Scherzbeamte ehren. Der Hofnarr hatte das Privileg der freien Rede, und manche Souveräne liessen sich von ihm auch pointierte Wahrheiten sagen.

Als Souverän des freien Wortes war der Narr die Gegenfigur oder gar der Doppelgänger des Herrschers. Eine solche Rolle ist lebensgefährlich. Die meisten Narren starben an Leberzirrhose, weil sie fürs Lustigsein viel Bier und Wein benötigten oder weil ihnen die hohen Herren doch irgendetwas übel vergalt. So liess der berühmte preussische König Friedrich Wilhelm I. seinen Hofnarren, den Historiker und Freiherrn von Gundling, aus Spass ins halbfrorene Wasser des winterlichen Hofgrabens werfen und erzählte belustigt, wie sich der Gelehrte in Todesfurcht an die Eisschollen klammerte. Später liess er Gundling in einem Weinfass beerdigen.

Manche Historiker erklären das Verschwinden des Narren damit, dass im 18. Jahrhundert an den Höfen die Mätressen das Regiment übernahmen und die obszönen Sprüche und Übergriffe der Spassmacher nicht mehr duldeten. Das klingt aus heutiger Sicht plausibel. Aber dann verschwanden aus Europas Machtzentralen mit den Königen und Mätressen auch die kurzweiligen Tischräte. An ihrer Stelle beanspruchten Schriftsteller wie Heinrich Heine oder unzeitgemässe Denker wie Friedrich Nietzsche die Rolle des kurzweiligen Kunz von der Rosen.

Eigentlich könnten wir heute zufrieden sein, denn in Zeitungen, Satireblättern, Comedy-Sendungen und im täglichen Karneval sagen Tausende von «kurzweiligen Tischräten» den Erfolgreichen und Mächtigen unverblümt die Wahrheit. Unter dem Schutzhirm von Freiheit und Anonymität geben die lustigen Gesellen unserer Tage in vielen Internetforen Dinge von sich, bei denen die Mätressen des 18. Jahrhunderts in Ohnmacht gefallen wären. Aber der rechtlose Narr, der unter Gefahr seines Lebens die Wahrheit sprach oder der gar von einem religiösen Respekt profitierte,

wonach aus dem Munde der Verrückten die Götter sprechen, scheint im Weinfass der Vergangenheit versunken.

Aber die Gegenfigur, der Doppelgänger des Narren, der übermächtige Herrscher, ist nicht verschwunden. Ganz im Gegenteil. Der Lehm, aus dem Diktatoren, Halbdiktatoren und andere nicht immer ganz menschenähnliche Mächtige geformt werden, scheint eine unerschöpfliche Ressource zu sein. Zwar wird die Welt bisweilen damit versöhnt, dass die Kims, Erdogans und Trumps wie die Nixons und Ghadhafis oder auch wie die Weinstains irgendwann, begleitet von Schrecken und Gelächter, von der Bühne abtreten. Aber das dauert oft recht lange.

Der Narr, die Gegenfigur des Mächtigen, trägt heute nicht mehr den Stab, die Narrenkappe und Schellen, sondern häufig Handschellen. An die Stelle der närrischen Wortsouveräne sind die verfolgten, eingekerkerten, ermordeten Kritiker der Herrscher getreten. Sie sind überall zu finden, wie jener Spassmacher des biblischen Königs Salomon, der seinem königlichen Herrn doch einmal zu unangenehme Dinge unter die Nase gerieben hatte.

Damals benötigten die Herrscher noch kein willfähriges Parlament, um die Todesstrafe zu exekutieren. Als allerletzte Gunst gewährte der König seinem Narren, dass er sich den Baum, an dem er aufgehängt werden sollte, selbst aussuchen durfte. Nun zog der Verurteilte mit seinen Henkern, die die Leitern und Seile schleppten, durch alle Wälder und Parkanlagen des Landes, prüfte jeden Ast und Baum und war doch mit keinem zufrieden, bis nach Wochen der Zorn des Königs verrauht war. Nur Zeit, Geduld und Zähigkeit erlösen die Welt von den mörderischen Launen der Macht. Man möchte den Narren des Königs Salomon als Helden unserer Tage verstehen, wo die Mächtigen und ihre populistischen Mittlacher in vielen Winkeln Europas und der Welt Karneval feiern.

Als König Friedrich Wilhelm, der preussische Soldatenkönig, die Beisetzung seines Hofrats und närrischen Vorlesers Gundling im Weinfass befahl, ordnete er auch an, dass die Geistlichen des Landes zu diesem Beerdigungskarneval die Glocken läuten, predigen und beten sollten. Der Klerus aber weigerte sich und nahm die unvorhersehbaren Folgen des königlichen Zornes in Kauf. Diesen Geistlichen gebührt ein Denkmal, zehnmal so hoch wie alle marmornen Sockel, auf denen die preussischen Hohenzollern und unsere aus dem gleichen Lehm geformten machtbesessenen Zeitgenossen stehen.

Manfred Schneider ist emeritierter Professor für deutsche Literaturwissenschaft an der Ruhr-Universität Bochum.